

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Günther!“ rief Hedwig leise und setzte den Fuß auf die Treppe. „Güntherchen, kennst du mich nicht mehr?“

Da leuchtete eine Erinnerung über sein volles, gesundes Gesichtchen, er hob die Hände und stand auf.

„Bleib sitzen!“ flüsterte sie herauf. „Du wirst fallen, ich komme!“

Aber der Junge packte mit beiden Händen an das Geländer, klammerte sich fest, schüttelte den ganzen Körper vor Freude und schrie, daß es wie ein gellender Fanfarenstoß durch das ganze Haus tönte.

„Tante Hedwig! Tante Hedwig!“

Weiter kam er nicht, denn Hedwig riß ihn in ihre Arme und verschloß ihm den Mund mit einem Kuß. Das Kindermädchen sprang auch herbei.

Fritz von Winkelberg aber, der eben an seine Reise nach Halle gedacht hatte, schrak auf. Er hörte Günther schreien, verstand die Worte, und sein Herz begann plötzlich stürmisch zu pochen. Cäcilie ließ das Buch sinken, schaute den Vater, der auf einmal so ganz anders aussah, verwundert an und stahl sich auf die Seite. Der Baron lauschte angespannt. Das lange Krankenlager hatte sein Gehör außerordentlich geschärft. Ein leises Flüstern drang ins Zimmer. Das war Hedwigs Stimme!

Er erhob sich mit einem Ruck und ging zur Tür. Ohne Stütze und ohne zu schwanken machte er die sechs Schritte.

„Deffne!“ befahl er Cäcilie, die sofort hinaussprang und Hedwig freudig entgegnete.

„Hedwig!“ rief er, als er sie sah, trat auf die Schwelle und breitete die Arme aus.

Unwillkürlich wich sie zurück. Sein abgemagertes Gesicht schreckte sie. Doch seine Augen, die vom Glück leuchteten, schlugen sie in Bann.

„Hedwig!“ flüsterte er tonlos und wagte noch einen Schritt.

Nun erst kam sie mit den beiden Kindern näher.

Da tat das Winkelbergsche Herz den letzten Schlag und stand still. Die Arme sanken schlaff, das Feuer der Augen erlosch wie ein zages Licht im Sturm, und die hohe Gestalt brach wie vom Blitz getroffen in sich zusammen.

Hedwig schrie verzweifelt auf und warf sich über ihn.

In der grenzenlosen Verwirrung, die jetzt hereinbrach, war Frau Anorred die einzige, die den Kopf nicht völlig verlor. Sie ließ die weinenden Kinder durch das Mädchen in Sicherheit bringen und sprang Hedwig bei. Die war bleich wie das Sterben, hatte weder Worte noch Tränen und ließ sich willenlos fortführen. Die Mutter brachte sie in das Arbeitszimmer nebenan und setzte sie auf einen Lehn-

stuhl. Dann suchte sie nach tröstenden Worten. Aber Hedwig hörte und sah nichts. Regungslos, mit starren Augen, kämpfte sie gegen den Schrecken, der ihr Hirn wie mit einer Klammer umspannte.

Thomas Hauschild, der sich am schnellsten gefaßt hatte, rief ein paar Leute herauf, trug den Toten ins Schlafzimmer und legte ihn aufs Bett. August Anorred aber stand unten auf der untersten Treppenstufe und konnte nicht weiter. Seine Knie wankten und versagten den Dienst. Eine graue Wolke schwamm vor seinen Augen. Er wollte das Treppengeländer packen und griff in die Luft. Die Diensteute, die Thomas Hauschild geholfen hatten, kamen jetzt auf den Lebensrippen die Treppe herunter. Der Inspektor sah sie nicht, obgleich er die Augen weit offen hatte. Dann schlug ein Gemurmel an sein Ohr. Durch die graue Wolke erkannte er Thomas Hauschilds Augen.

„Soll ich nach Jburotschin zum Doktor reiten?“ fragte der Gehilfe.

August Anorred verstand die Frage nicht, aber er nickte. Die graue Wolke verdichtete sich. Dann fühlte er wieder nach dem Geländer. Als er es endlich hatte, hörte er draußen scharfe Hufschläge, die sich das Dorf hinauf verloren. Da schloß er die Augen und tastete sich die Treppe empor. Als er oben die Augen öffnete, war die graue Wolke bis auf einen dünnen Schleier verschwunden. Er hörte Stimmen im Kinderzimmer und wankte hin. Seine Knie bebten noch immer, und er fühlte auf seinem Nacken die Last eines Mühlsteins. Als er eintrat und Hedwig sah, die sich noch immer nicht regte, verdichtete sich plötzlich der dünne Schleier vor seinen Augen. Er fühlte sich zu ihr hin, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand, die kraftlos herabhängte. Die streichelte er unausgesetzt und schüttelte dazu mit dem Kopfe. Die Augen hielt er geschlossen.

„Sie muß ins Bett!“ sprach Frau Anorred, die jetzt die Angst überfiel.

„Laß Sie!“ murmelte er, ohne jede Betonung. „Laß sie, ich bleib bei ihr. Sie wird sich schon erholen. Sie kommt wieder zu sich.“

Frau Anorred ließ die beiden allein, um schnell in der Wirtschaft zum Rechten zu sehen und Hedwigs Lager zu richten. Auch die Kinder ließ sie ins Inspektorhaus bringen. Das alles nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie erwartet hatte. Außerdem wurde sie in der Küche und im Milchstall verlangt. Dazwischen warf sie immer einen schnellen Blick ins Kinderzimmer, wo Hedwig und der Vater saßen.

Eine volle Stunde streichelte August Anorred die blasse Hand, als sei er geistesabwesend, bis diese Hand plötzlich zu zittern begann. Da öffnete er die Augen. Die graue Wolke war völlig verschwunden. Er sah Hedwigs bleiches Haupt an der Stuhlwange lehnen. Ihre Augen waren geschlossen. Hin und wieder lief ein starker Schüttelfrost über ihren ganzen Körper. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie der Vater auf die Arme, trug sie die Treppe hinunter, über-

den Hof nach Hause. Die Mutter packte sie sofort ins Bett. Doch das Fieber ließ nicht nach. Es stieg fortwährend.

„Der Doktor!“ sprach August Knorred tonlos, und wies zum Herrenhaus hinüber. „Er muß bald da sein. Sol ihn!“

Die Mutter verschwand, und der Inspektor setzte sich ans Bett und wachte.

Als Doktor Bielschowsky nach einer Stunde ankam, drückte er Freis von Winkelberg die Augen zu und schrieb den Totenschein.

Er war von diesem plötzlichen Ableben nicht überrascht. XXVII.

Mit dem Sinken der Sonne verschlimmerte sich Hedwigs Fieber, bis sie endlich zu phantasierern anfing. Sinnlose, unzusammenhängende Sätze und Worte stieß sie heraus, zuletzt fand ihre geängstigte Seele einen Punkt, um den sie fortwährend ängstlich flatterte, wie der Nachtfalter um das grelle Licht der Laterne.

„Ich bin schuld!“ flüsterte sie hastig, und wiederholte die drei Worte immer und immer wieder. Wohl zwanzigmal, ohne Pause und ohne Betonung drängten sie sich über ihre blassen Lippen.

August Knorred erhob sich und beugte sich über sie. Wieder schwamm ihm vor den Blicken der Schleier. Zweimal mußte er sich über die Augen wischen, ehe er wieder deutlich sehen konnte.

„Hede!“ sprach er leise und streichelte ihr die blassen Wangen. „Hede, sei still. Ich bin schuld, ich ganz allein. Ich hätte nicht nachgeben sollen. Ich bin schuld.“

Und wieder verdichtete sich der Schleier vor seinen Augen zur grauen Wolke.

„Ich bin schuld!“ stöhnte er auf. „Ich hätte dich nicht nach Hause rufen sollen. Sei ruhig, Hede! Ich nehm alles auf mich. Du kannst ja nichts dafür.“

Doktor Bielschowsky, der hereingetreten war, hatte die letzten Worte gehört, kam näher und stieß ihn beiseite.

„Was reden Sie da für Unsinn!“ wies er ihn zurecht. „Sie wissen ganz genau, wo der Schuldige sitzt. Der Baron hätte das neue Jahr doch nicht mehr gesehen!“

„Sie sind ein Mensch!“ presste sich der Inspektor durch die Kehle. „Sie sind ein Mensch und können sich täuschen!“

„Sie auch!“ meinte der Arzt mit Gleichmut, schob ihn zur Tür hinaus und wandte sich zu Hedwig. Er beruhigte sie mit einer Dosis Opium, und sie schlief sofort ein.

„Es hat nichts weiter auf sich!“ tröstete er die Mutter. „Morgen hat sie's überwunden.“

Dann empfahl er sich, versprach am Begräbnistage wieder vorzuleben und fuhr mit seiner Kutsche auf die rote Sonnenglut zu, die am westlichen Himmel hinter dem Walde aufstammte.

August Knorred aber lief über die Felder. Stundentlang war er unterwegs, und mit dem sinkenden Lichte des Tages verschwand für immer die böse graue Wolke vor seinen Augen. Als er kurz vor Mitternacht auf der Schwedenschanze stand, hatte er sich selbst wiedergefunden.

Und er schritt fest und aufrecht heimwärts.

Als Hedwig am nächsten Morgen erwachte, erschien ihr alles wie ein böser Traum. Sie wollte aufstehen, aber die Mutter litt es nicht. Sie hielt auch die Kinder von ihr fern.

August Knorred schickte Thomas Hauschild nach Jdurottsch, um den Sarg zu bestellen und die Begräbnisanzeigen zu holen. Dann ging er zu Hedwig, die fassungslos vor sich hinstarrte, nahm ihre Hand und sprach ihr Mut ein. Unter seinen festen, sicheren Worten beruhigte sie sich allmählich.

„Soll ich Hugo ein Telegramm schicken?“ fragte er, als er aufstand.

Da nickte sie stumm und schloß die Augen.

Im Dorf hatte die traurige Kunde schnell den Weg von Ohr zu Ohr gefunden. Man sprach von nichts anderem und stellte Betrachtungen an, was wohl nun werden würde. Moriz Gassel, der die Kinder um zwölf Uhr aus dem Klassenzimmer entließ, kam gleich nach dem Mittagessen zu August Knorred und bot ihm seine Hilfe an. Unterdessen war auch Thomas Hauschild mit den schwarzgeränderten Begräbnisanzeigen angekommen. Moriz Gassel nahm die Feder und schrieb die Adressen. August Knorred bittierte mit ruhiger Stimme. Alle umliegenden Herrschaften wurden eingeladen. Auch die verwitwete Freisrau von Winkelberg nannte der Inspektor.

Moriz Gassel hob verwundert den Kopf und dachte an das Testament.

„Die kommt doch nicht!“ meinte er und ließ die Feder ruhen.

„Ganz gleich!“ sprach August Knorred. „Es gehört sich so!“

Als Moriz Gassel fertig war, packte der Inspektor die Briefe zusammen, nahm das Paket unter den Arm und schritt nach Luschelau, um sie auf die Post zu bringen. Da gab er auch das Telegramm an Hugo auf. Dann ging er zum Pastor und bat ihn zum Begräbnis zu kommen. Der Geistliche fragte ihn nach dem Lebenslaufe des Verstorbenen, nach den Kindern, und nach diesem und jenem, und was denn nun mit dem Majorat werden würde. August Knorred verweilte sich dabei länger, als ihn lieb war. Die Sonne hing schon dicht über dem Walde, als er sich wieder auf den Heimweg machte.

Bei der Försterei traf er auf Karl Ruppert. Sie gaben sich die Hände und sprachen nicht. Der Förster begleitete ihn ein Stück.

„Habt Ihr schon das Testament gelesen?“ fragte er plötzlich.

„Testament?“ gab August Knorred verwundert zurück. „Davon ist mir nichts bekannt.“

„Es liegt im Geldschrank!“ fuhr der Förster fort. „Herr Gassel hat's aufgesetzt, und der Baron hat's eigenhändig unterschrieben. Ich war dabei!“

„Wann ist denn das gewesen?“

„Damals, als Ihr noch nicht da wart.“

„Was steht denn drin?“

„Ihr seid Vormund und Verwalter, bis der junge Baron großjährig ist.“

„Das wären achtzehn Jahre!“ sprach der Inspektor und blieb stehen. „Wenn das Vormundschaftsgericht keinen Einspruch erhebt.“

„Es wird schon nicht!“ meinte der Förster. „Ihr seid doch der Nächste dazu. Viel schlimmer bin ich dran, wenn die Schieberei mit dem Keuschel herauskommt.“

„Unsinn!“ wies ihn August Knorred zurück. „Der Doktor hat ‚Verzickelag‘ auf den Totenschein geschrieben. Ich sage nichts, und Ihr sagt nichts, und der Keuschel hält das Maul schon von selbst.“

„Aber der Doktor?“ stöhnte Karl Ruppert. „Wenn der plaudert.“

„Hat's denn einen Zweck?“ sprach der Inspektor. „Wenn er den Müller ins Zuchthaus bringt, davon steht der Herr Baron nicht wieder auf. Aber wenn wir ihn frei herumlaufen lassen, dann haben wir ihn in der Hand, und dann muß er kuscheln, wenn wir wollen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Tausch.

Eine heitere Episode von Paul Rosenhahn.

(Nachdruck verboten.)

Er konnte nicht schlafen.

Daran war einestheils die Hitze schuld. Andererseits hatte Oberst Treumann die eiserne Nation an Insektenpulver, die er immer bei sich trug in einem Brustbeutelchen, schon verstaubt. Drei Nächte ohne Schlaf. Und nun ein Bett haben und ein Zimmer . . . und nur wegen dieser verfluchten Qualgeister . . . Nervös, wütend schlenkerte er mit einem Ruck die Bettdecke auf den Fußboden. Wohlthätig spürte er plötzlich die Kühle der Nacht auf seinem müden Körper.

Vielleicht war es auch nur die Kerze an seinem Kopfende, deren flackernder Schein ihn störte; er leuchtete zwei Finger an, hob den Arm, der von der Ueberanstrengung ganz starr war, und löschte das Licht aus. Dann wollte er sich noch das Kissen ein bißchen bequemer zurechtlegen. Aber auf halbem Wege sank ihm der Arm wie betäubt auf den Rand der Bettstelle nieder, und in derselben Sekunde schlief er ein.

Eine halbe Stunde mochte er tief und traumlos geschlafen haben, als er das deutliche Gefühl hatte, als ob eine schwere Hand an seinem Arm rüttelte. „Josska“, er warf sich schlaftrunken herum, „Josska, verfluchter Kerl, laß Deinen Herrn schlafen!“

Das Rütteln dauerte fort. „Josska!“, er schrie es außer sich vor Wut, „elender Halunke . . . ich . . .“

„Still . . . oder ich schieße . . .!“

„Jah ermuntert, richtete er sich mit einem blitzschnellen Ruck auf und öffnete die Augen. Dann stieß er einen halbblauten Ruf der Ueberraschung aus.“

Vor seinem Bett standen, die blihenden Revolver auf seine Schläfe gerichtet, zwei serbische Soldaten.

„Sind Sie der Oberst Treumann?“ fragte einer der beiden nach einer Pause freundlich. Der Oesterreicher warf einen wütenden Blick auf den Frager und zuckte resigniert die Achseln. „Ja“, sagte er endlich in erwachendem Galgenhumor. „Ich bin das Oberst Treumann.“ Er blickte einen nach dem andern an. „Was verschafft mir die Ehre?“

Der serbische Soldat zwinkerte mit den kleinen Auglein und warf einen erwartungsvollen Blick auf seinen Kameraden. Dieser machte einen verhältnismäßig intelligenten Eindruck; auf seinem Mantel prangten die Unteroffizierstreifen. „Der Oberst“, begann er, indem er die Hand an die Nase legte, in leidlich gutem Deutsch; „auf ihren Kopf ist von unserer Regierung eine Belohnung von 10 000 Dinaren ausgesetzt. Die wollen wir uns jetzt verdienen. . . . Wollen Sie die Güte haben, aufzusteigen und sich anzuziehen.“

Oberst Treumann rieb sich die Augen und sah die beiden Serben abwechselnd verdutzt an, die ihn grinsend betrachteten. Instinktiv machte er eine blitzschnelle Bewegung unter das Kopfkissen. . . .

„Geben Sie sich keine Mühe“, sagte der Unteroffizier mit einem breiten, behaglichen Lachen. „Ihren Revolver werden Sie nicht mehr vorfinden. . . . Wollen Sie sich bitte nun ein wenig beeilen.“

Achselzuckend erhob sich Oberst Treumann mit ingrinnigem Gesicht. „Ich möchte mich waschen“, sagte er verdrießlich. „Ihr habt doch nichts dagegen?“

„Wenn's sein muß. . .“ entgegnete der Serbe. Und indem er sich seinem Kameraden zuwandte, setzte er erläuternd hinzu: „Oesterreichische Offiziere waschen sich jeden Tag, mußt Du wissen!“

Das kühle Wasser, das ihm plätschernd um das erhobte Gesicht spülte, machte seinen Kopf im Augenblick klar und hell. Eine verfluchte Geschichte war das. . . . und nirgends ein Ausweg. . . . keine Möglichkeit, mit diesen beiden Tölpeln auf irgend eine Weise fertig zu werden. Verstoßen schielte er nach der Tür. . . .

„Nein“, sagte wie zur Antwort der Serbe grinsend; dieser Herr schien die angenehme Gabe zu besitzen, jeden seiner Gedanken zu erraten. „Nicht ist nicht“, fuhr der Serbe freundlich fort. „Unten im Auto sitzt unser Hauptmann und wartet!“

„Zu viel Ehre!“ lächelte Oberst Treumann wütend. „Gib mir mal meine Hose!“ Ein bißchen verblüfft reichte ihm der Serbe das Kleidungsstück vom Bett herüber. Oberst Treumann ließ sich auf den trachenden Holzstuhl niederfallen und zog langsam erst das rechte, dann das linke Bein an. Irgend etwas ging ihm im Kopf herum. . . .

„Sagt mal“, begann er im gemüthlichen Plauderton, indem er den Leibriemen ansah, „Ihr habt mir da etwas erzählt von einer Belohnung, die ihr für mich kriegt. . . .“ „Jawohl“, antwortete der Serbe schmunzelnd. „Zehntausend Dinare, Herr Oberst.“

„Und nun sage mal: wer bekommt denn diese 10 000 Dinare?“ „Nun. . . . Hauptmann Jzawitsch erhält 8000, und jeder von uns kriegt 1000 Dinare.“

„So. . . . hm. . . . hm. . . . gib mir mal die Stiefel hinein.“ „Dante schön!“ Er fuhr mit dem linken Fuß in den Schaft hinein. „Weißt Du, eigentlich ist das doch eine unangenehme Geschichte, wo Ihr die ganze Arbeit habt. . . . und die Gefahr. . . . und dabei bekommt Ihr jeder nur 1000. . . . und Euer Hauptmann, der unten vergnügt im Auto sitzt, steckt acht Mille ein. . . . wie nun, wenn ich nicht geschlafen hätte? Dann wäret Ihr jetzt zwei tote Männer. . . . mein Revolver ist gut!“

Die beiden sahen sich an und nickten. „Oberst recht hat.“ Der Gemeine zog nachdenklich die Augenbrauen hoch. „Was sollen wir machen?“ ergänzte der Unteroffizier achselzuckend. „Wir sind arme Soldaten und müssen gehorchen. Ueberdies: 1000 Dinare sind ein ganz schönes Geld für unsern. . . .“ Der Oberst biß die Lippen zusammen und sah gedankenvoll auf eine Banse, die sich behaglich in der Frühsonne wärmte. Wie vollgepflegt und zufrieden das Tier aussah!

„Bist!“ machte er plötzlich. „Kinder. . . . hört mal zu.“ In diesem Augenblick wurde frachend die Tür aufgerissen. Die beiden Soldaten standen stramm, und mit funkenden Augen stand auf der Schwelle ein serbischer Hauptmann. „Was gibt's hier so lange zu tändeln?“ fragte er barock und mißtrauisch, indem er dröhnend die Tür hinter sich zuwarf. „Seit einer halben Stunde warte ich unten im Auto. . . .!“

„Bardon!“ Der Oesterreicher trat einen Schritt auf den Ankömmling zu und legte die Hand an die Nase. „Oberst Treumann!“

Der Serbe errötete ein wenig, und indem er die Hacken zusammenschlug, sagte er salutierend: „Hauptmann Jzawitsch. . . . zu dienen. . . . Verzeihen Sie meine ungehörige Art — aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Darum muß ich um Verschonung bitten!“

„Ich weiß“, lächelte der Oberst; „die zehntausend Dinare loden.“

Der Serbe zuckte die Achseln und blickte den Oberst erwartungsvoll an.

„Bin ich so recht?“ Treumann zog wohlgefällig den Kopf vrall. „Vollkommen!“

Der Oberst stülpte den Tschako auf. „Sagen Sie, Herr Hauptmann. . . . ist es nicht eigentlich ein bißchen wenig. . . . 10 000 Dinare für einen Mann wie mich? . . . Ich z. B., Herr Hauptmann, würde mit Freuden für Sie das Doppelte bezahlen.“

Der Serbe lächelte, sichtlich geschmeichelt. „Wie soll ich das verstehen, Herr Oberst?“

„Brennen Sie darauf, Herr Hauptmann, an Ihre Front zurückzukehren?“ Der Serbe sah nachdenklich und ein wenig verblüfft auf seine Stiefelspitzen.

„Brennen. . .“, begann er zögernd, „brennen wäre ein bißchen zu viel gesagt.“

„Um. . . . wäre es Ihnen nicht z. B. sympathisch, wenn man Ihnen einen Ruheposten verschaffe? Eine behagliche, sichere Existenz hinter der Front. . . . fern jeder Gefahr. . . .?“

Der Hauptmann spitzte die Ohren. „Wie meinen Sie das, Herr Oberst?“

„Nun. . . . in St. Pölten bei Wien haben wir schöne, kleine, elegant eingerichtete Villen für distinguierte Ausländer.“

„Ah. . . .“ Der Serbe trat einen Schritt zurück und sah den Oberst vom Kopf bis zum Fuß an.

„Lieber Freund. . . . ich weiß, was Sie sagen wollen: In einer solchen Villa gehört auch eine anständige Apanage. . . .! Aber auch dazu könnte ich Ihnen verhelfen. . . .“

„Herr Oberst. . . . ich. . . .“

„Ich denke mir die Sache ganz einfach: wenn man das Geschäft umgekehrt machte?“

„Herr Oberst. . . . wollen Sie mir jetzt auf der Stelle folgen!“

„Sie kriegen für meine Gefangennahme achttausend Dinare. . . . wenn ich nun diese Summe verdoppeln würde. . . .“

„Sie, Herr Oberst? . . . Einen Preis auf sich selbst?“

„Unjimm. Auf Sie, Herr Hauptmann!“

„Herr. . . . Sie haben mich zum besten. . . .“

„Ich denke nicht daran. . . . also, kurz und gut: was ich Ihnen da vorichlage, ist klar und einfach wie der junge Tag, der da draußen dämmert. Ich nehme Sie mit Ihren beiden Soldaten gefangen. Dafür erhalten Sie Sechszehntausend Dinare. . . . und jeder dieser wackeren Burischen zweitausend.“

Der Hauptmann schüttelte stumm den Kopf und sielte verstoßen auf seine beiden Soldaten. Die standen da mit leuchtenden Augen. „Sie gestatten“, begann der Oberst. „Sagt mal, Jungens, was ist euch lieber: Tausend Dinare und wieder in den Krieg. . . . oder zweitausend Dinare und in Gefangenschaft?“

Eine kleine Pause entstand. Dann sagten beide grinsend: „Gefangenschaft!“

„Nun, Herr Hauptmann!“ Der serbische Offizier sah unerschütterlich zu Boden, wie in einem schweren innerlichen Kampf. „Was Sie mir da proponieren, Herr Oberst. . . . das ist nicht mehr und nicht weniger als. . . . als. . . . und überhaupt: wann bekomme ich denn das Geld?“

„Auf der Stelle: Kaffe bei Ablieferung“, erwiderte der Oberst feierlich. Mit ein paar schnellen Schritten ging der Hauptmann ins Zimmer auf und ab. Dann schnalzte er mit einer raschen Bewegung den Säbel ab, und, indem er ihn dem Oberst übergab, sagte er in dienstlichem Ton:

„Herr Oberst. . . . ich melde mich hiermit als Gefangener!“

### Deutsche Flieger in amerikanischem Lichte.

Im goldenen Buche der deutschen Kriegstaten gebührt unseren Fliegern eine besondere Ehrenseite. Selbst die Feinde haben der Kühnheit der deutschen Flieger ihre Anerkennung nicht versagen können und ein neutraler Berichterstatter, der Amerikaner Edward Dyeell Fox widmet ihnen und ihren Taten im „New York American“ einen großen Aufsatz, der der Bewunderung voll ist und eine Reihe von jessellenden Einzelzügen über deutsche Flieger und ihre Leistungen mitteilt. . . . Wie die ganze Welt, so ist auch der Amerikaner von dem Umfange und dem Betriebe des deutschen Flugwesens im Kriege ganz überrascht. Vorher habe man immer nur von den deutschen Zeppeleinen gehört; daß Deutschland auch ein paar Flugzeuge habe, das mußte man wohl, aber es sei in der Deffentlichkeit nicht viel davon zu merken gewesen. Aber schon im Dezember 1914 konnte ein deutscher Fliegeroffizier dem Amerikaner mitteilen, daß das deutsche Heer jetzt über nicht weniger als 1500 Flugzeuge verfüge, eine Zahl, die sich seitdem wohl noch wesentlich erhöht haben dürfte. Als Fox auf diese Mitteilung hin seine Ueberzeugung nicht verbergen konnte, ging ein Lächeln über die Büge des Offiziers und er sagte: „Wir haben sie nicht gerade alle erst seit Kriegsbeginn gebaut.“ Der Amerikaner verhand. Deutschland weiß seine Heeresgeheimnisse zu wahren. Ebenso wie die 42 er Kanonen geheim gehalten wurden, so auch die Stärke des deutschen Kriegsflugwesens.

Fox hat den deutschen Fliegern und ihren Leistungen besondere Aufmerksamkeit zugewandt und die Geschichte von manch einem von ihnen in Erfahrung gebracht. Da ist „Phil Durr“. Phil Durr ist von Geburt Deutscher, von Staatsangehörigkeit aber Amerikaner. Er hatte sich in St. Louis ansässig gemacht und war Flieger geworden. In amerikanischen Fliegerkreisen war er wegen

seiner Maflosigkeit und Kühnheit wohl bekannt und hieß allgemein der „tolle Deutsche“. Im Frühling 1914 machte Phil Wurst einen Wechler nach Berlin, um seine Mutter zu besuchen. Der Krieg brach aus und Wurst wurde Freiwilliger bei der Fliegertruppe. Er sagte zu For: „Das war doch eine feine Gelegenheit, alles zu lernen, was über Kriegsflugzeuge sich lernen läßt. Und Spaß macht's auch.“ Der deutsche Flieger muß, bevor er das Zeugnis zur Befähigung zum selbständigen Kriegsflugdienste erhält, sich erst das gelb-schwarze Abzeichen erwerben. Dazu gehört etwas. Man muß nicht allein seine völlige technische Sicherheit, sondern auch Tapferkeit und Geschicklichkeit beweisen. Es werden Erkundungsflüge und Flüge mit Bombenabwurf verlangt. Bei Phil Wurst „feite nix“, wie unsere Tiroler Freunde sagen; er erwarb sich das Abzeichen. Dann flog er über Reims, ließ seine „Bomben“ fallen und erwies sich der Armee-Deerlingen als sehr nützlich. Aber seine Großtat vollbrachte er erst auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Es war in den Kämpfen vor und um Lodz. Da ward eines Tages der Befehl gegeben, die Befestigungsanlagen von Lodz zu vernichten und die Stadt in Dunkel zu versetzen. Es war Phil Wurst, dem der Auftrag erteilt wurde. Phil Wurst steigt in seinen Albatros, steigt durch Polen und erreicht unerachtet der heißen Grüße der russischen Artillerie unversehrt die polnische Industriestadt. Kreuzt über der Stadt, dreht um den Wind zu gewinnen, und fängt an, seine Bomben abzuwerfen. Die große Kugel nur in die Werkstätten, die zweite zerkümmerte die Dynamos und Lodz sank in Nacht. In Nacht blieb es neun Tage lang, dann hatten die Deutschen Lodz erobert und es forderte sie eine volle Woche, um die Dynamos wieder herzustellen, die Phil Wurst zerstört hatte.

Noch dramatischer und auch tragischer ist eine zweite Fliegergeschichte, die For erzählt. Ihr Held ist der Flieger Wolfe. Er überflog mit einem Beobachter die französische Stellung in der Nähe von Soissons, stellte die Anwesenheit einiger französischer Tör fest und bemerkte, daß der Feind Truppen massierte und offenbar sich zu einem Angriff vorbereitete. Die Franzosen eröffneten ein wahrhaft höllisches Feuer auf das kahne Flugzeug. Der Beobachter erhielt einen Lungenenschuß, blieb jedoch am Leben. Wolfe selbst wurde durch ein Schrapnellstück ein Arm zerschmettert, während er gleichzeitig am Nacken und Hals noch andere Wunden erhielt. Kaum konnte er sich noch auf seinem Sitz halten, er war blutüberströmt von Kopf bis Fuß. Aber mit dem einen Arm, der ihm noch geblieben war, steuerte er fest sein Flugzeug. Er wußte: wurde die Meldung von den französischen Angriffsvorbereitungen nicht gemacht, so war Gefahr im Verzuge. Und brachte sein Flugzeug heim, und hatte die Meldung ab! For sah ihn im Lazarett. Der Mann glich einem Schatten, und er war abgemagert, wie nach einer Hungerkur. Aber das Eisenerk hatte er und ein schwaches Wächeln lag auf seinen Jügen. Das ist der Geist dieser Flieger, so schließt der Amerikaner. Sie sind anders als die Landkrieger. In ihnen wirkt jener merkwürdige Luftsauber, den jeder kennt, der sich einmal mit einem Flugzeuge in die Wolken erheben durfte.

**Vermischtes.**

\* Ein Legat für weibliche Geschichtsstudenten in Norwegen. Ein Vermächtnis von nicht gewöhnlicher Art ist soeben der Universität Kristiania zugefallen. Sie hat nämlich von Dr. Grace Raymond Hebard, die eine Professur an der Staatsuniversität von Wyoming in Laramie bekleidet, eine Anweisung über 1000 Dollars empfangen, die als Grundstock zu einem Legate dienen sollen, das den Namen von Professor Agnes Mathilde Bergeland tragen soll. Diese Dame hatte an der Universität von Laramie eine Professur für Geschichte inne, und Miss Hebard hat den Wunsch, das Andenken an diese, ihre verlobte Freundin, die Norwegerin war, durch die von ihr begründete Stiftung zu erhalten. Die Jünger des Legates sollen, nachdem dieselbe eine gewisse Höhe erreicht hat, einem weiblichen Geschichtsstudenten der Universität Kristiania zufallen, und zwar als Preis für eine Arbeit, die Norwegens Beziehungen zu den Vereinigten Staaten behandelt. Sollte eine solche Arbeit nicht vorliegen, so kann der Preis auch einer Studentin zuerkannt werden, die sich sonst mit amerikanischer Geschichte beschäftigt, oder er kann auch als Beitrag zu einer amerikanischen Studienreise an eine norwegische Geschichtsstudentin vergeben werden. Es ist anzunehmen, daß es eine Universitätsstiftung mit solcher Bestimmung an europäischen Hochschulen bisher noch nicht gegeben hat.

\* Ameisen als Gartenpolizisten. Viele, besonders tropische Pflanzen beherbergen stets eine große Zahl von Ameisen, und man hat bekanntlich gewisse Beziehungen zwischen diesen Pflanzen und ihren Bewohnern im Sinne eines Schutzes der ersteren feststellen können. Die Frage ist allerdings umstritten, vor allem die, ob es sich dabei nicht mehr um Zufälligkeiten als um wirkliche Gesetzmäßigkeiten handle. Einzelne Forscher gehen sogar so weit, anzunehmen, daß Ameisen den Pflanzen meistens mehr Schaden als Nutzen brächten, indem sie, um nur ein Beispiel zu bringen, Späcche anlockten, welche dann den Pflanzen große gefährliche Wunden beibrächten. Die Frage scheint sich nun neuerdings dahin zu klären,

daß es nur die fleischfressenden Sorten von Ameisen sind, welche als Beschädiger von Pflanzen in Betracht kommen. In China hat man auf Grund dieser Erkenntnis, wie wir dem Hand-Wörterbuch der Naturwissenschaften entnehmen, schon seit alters raubartige, fleischfressende Ameisen sozusagen als Polizisten in den Orangen- und Mandarinenengärten absichtlich angesiedelt. Auf Java, z. B. Tjilintjing bei Batavia, verfährt man ähnlich. Man sammelt die Nester einer sehr bössartigen, fleischfressenden Ameisenart und hängt sie in die Mangobäume. Um den Ameisen den Verkehr zu erleichtern, verbindet man die einzelnen Bäume mit Bambusstangen und hängt außerdem Leguanfadener als Futter auf. Die so gebeten Ameisen säubern den Obstgärten von einem das Obst sonst unfehlbar vernichtenden Nistkäfer. In ähnlicher Weise werden in Oberitalien Obstbäume geschützt, und neuerdings wird auch bei tropischen Kulturen ein Versuch in dieser Richtung gemacht. Am ergiebigsten in der Vertilgung von Schädlingen ist die Leistungsfähigkeit einer großen Waldameise (Formica rufa). Von dieser Art vernichtet die Bevölkerung eines einzigen großen Nestes, wie Forst feststellte, an einem Tag 100 000 Insekten!

**Büchertisch.**

— Mit den siegreichen verbündeten Heeren vom Dunajec bis Lemberg betitelt sich eine Serie hochinteressanter Zeichnungen des Wiener Malers Richard Ahmann, eines unserer besten Illustratoren, mit deren Veröffentlichung die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ in ihrer soeben erschienenen Nummer 370 beginnt. Ahmann hatte als Sonderzeichner dieses Blattes Gelegenheit, den großen Durchbruchschlachten in Gallizien von Anfang an beizuwohnen. Die von ihm auf Grund der gewonnenen Eindrücke geschaffenen Bilder tragen den Stempel des Selbsterlebten. Von dem weiteren Inhalt der umfangreichen Nummer fesseln die beiden Vundbrüche „Belagerntransport in Velle“ von Georg Maaco und „Am häuslichen Herd in Feindesland“ von Felix Schwormstadt. Der Nummer ist beigegeben eine vierseitige Beilage „Skizzen vom westlichen Kriegsschauplatz“ in Offsetdruck (ein neues Vervielfältigungsverfahren, das jeden Strich des Malers wiedergibt) und in der Tat wirken die hier reproduzierten Bleistiftskizzen von Karl Felber, Professor Hans von Hugel und Fritz Grottemeyer wie künstlerische Originale. In größeren textlichen Beiträgen enthält die Nummer einen Leitartikel des bekannten Berliner Publizisten Graf E. Reventlow „Die Neutralen in diesem Kriege“, die Kriegsnovelle „Das Testament“ von August Trinius und eine Schilderung des deutschen Sanitätsdienstes im Kriege aus der Feder von Stabsarzt Welck in der Medizinal-Abteilung des kgl. Preussischen Kriegsministeriums.

— Ein lustiges Buch wird in diesen kühneren Zeiten jeder gern lesen wollen. Auch unsere wackeren Feldgrauen sehnen sich danach, in den kurzen Stunden der Ruhe, die ihnen beschieden sind, sich in ein gutes gediegenes Buch zu vertiefen, das sie die Mühen und Anstrengungen des Feldzuges vergessen läßt. Ein Buch, das sich als Lektüre sowohl für unsere tapferen Krieger als auch für die dahingeliebenen vortrefflich eignet, ist der soeben erschienene 1017. Band von „Kürschners Bücherschatz“: Stanislawas Nachfolgerinnen, und andere Humoresken von Käthe Schützer. Die Verfasserin versteht es ganz ausgezeichnet, mit ihrem dem Leben abgelauchten, durch einen echten sonnigen Humor ausgezeichneten Erzählungen uns in eine frohliche Stimmung zu versetzen.

— Deutscher Heldentod. Gedichte vom Opfermut im Felde und Daheim 1914/1915. Ausgewählt von Dr. Rudolf Krauß. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Preis kartoniert Mark 1.50, in Ganzleber Mark 4.50.

— Deutschland und der Orient. Heft 1 der Feldpostbücherei des „Neuen Deutschland“, herausgegeben von Dr. Adolf Grabowitz. Berlin W. 57, „Volitt“, Verlagsanstalt und Buchdruckerei, G. m. b. H. Preis 50 Pfg. Das „Neue Deutschland“, das sich in den drei Jahren seines Bestehens eine führende Stellung unter den deutschen Zeitschriften erobert hat, gibt ein neues Unternehmen heraus: eine Feldpostbücherei. Es sind das kleine handliche Büchlein, die mit Viechempfahl unter 50 g wiegen, so daß sie als portofreie Feldpostbricks versandt werden können. Als erstes Heft der genannten Reihe ist soeben „Deutschland und der Orient“ erschienen. Die Hauptaufgabe, die in der letzten Zeit über diese heute im Mittelpunkt des Interesses stehende Frage im „Neuen Deutschland“ sich fanden, sind hier zusammengestellt.

**Städterätzel.**

Vernberg — Budapest — Frankfurt — Herkohn — Kreynach — Wien — Wiesbaden.

Die vorstehenden Städtenamen sollen derart geordnet werden, daß der erste Buchstabe des ersten Namens, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. wiederum einen Städtenamen ergeben. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Eisen, Essen.